

Pommersche Heimat

Monatsblätter zur Pflege der Heimatkunde und des Heimatschutzes.

Einsendungen sind an die Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern, Stettin, Turnerstraße 61, zu richten. ::



Erscheint in der zweiten Hälfte :::: jeden Monats. :::: Herausgegeben in Verbindung mit dem Bund Heimatschutz, Landesverein Pommern E. V.

Nr. 8.

Stettin, im August 1924.

13. Jahrg.

Urgermanische Siedelungen in Pommern.

1924 bringt uns die Achtthundertjahrfeier der Befreiung der Pommern durch Otto von Bamberg und damit ihres Eintritts in die Geschichte. Da dürfte manches Wertvolle aus Geschichte und Sage auch für die Heimatschutzbewegung abfallen. Der wichtige Zeitpunkt legt vor allem die Frage nahe: Welchen Stammes waren die Ansiedler, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert sich hier sesshaft machten und so die Väter des, doch im ganzen geschlossenen, pommerschen Stammes geworden sind? Als Sohn der Provinz, dessen Vorfahren schon vor 1600 nachweislich an derselben Stelle saßen, habe ich schon in der Jugend — vor mehr als fünfzig Jahren — dieser Frage nachgedacht und nachgeforscht und bin dabei zu merkwürdigen Ergebnissen gelangt, die ich hiermit bekanntgebe.

Ausgegangen bin ich selbstverständlich von den Resultaten der Geschichtsforschung, wie sie damals feststanden und noch heute allgemein anerkannt werden: Nach der Völkerwanderung sind Slawen in das menschenleere Land eingedrungen, und Bischof Otto fand ein rein slawisches Volk vor. Die Bischöfe haben dann deutsche Mönche, die Fürsten deutsche Bauern, Bürger und Ritter ins Land gerufen, welche deutsche Sprache und Kultur in kurzer Zeit zur Herrschaft gebracht haben. So spricht sich noch der verdiente Heimatsforscher Professor Dr. Haas aus. (Pommersche Heimat 1922, S. 3.)

Nun war nach 1124 die Zeit längst vorüber, in der ganze Stämme auszogen und wie Ost- und Westgoten, Vandalen, Longobarden ein Land gemeinsam besiedelten. Die Kolonisten, welche nach Pommern wanderten, kamen wohl aus allen Teilen Deutschlands, wenigstens Niederdeutschlands. Es erschien darum recht schwierig und wenig aussichtsvoll, festzustellen, woher gerade die ersten Ansiedler einer bestimmten Gegend gekommen seien. Indessen boten sich so manche charakteristische Züge, daß die Sache immer einen Versuch wert war.

Meine Heimat liegt auf dem Küstenstreifen, der sich von Ramin bis Kolberg an der Ostsee hinzieht, meist Bauernland auf fruchtbarem Boden. Vom Hinterlande ist er durch ein Bruch geschieden, das vor tausend Jahren sicherlich viel niedriger, wasserreicher gewesen ist — wie die Sage geht, ein Wasserarm — also eine vorzügliche Grenzwehr bildete. Es fiel zunächst auf, daß die Bewohner dieses Küstenstreifens in der Mehrzahl germanische Gestalten waren, groß, fehnig, blond mit blauen Augen. Ebenso tragen die Dörfer meist deutsche Namen: Hof, Kewahl, Horst, Wachholzshagen, Kirchshagen, Mittelshagen, Bodenhausen, Voigtshagen, Arnsberg, Kobe, Deep, Langenhagen, Bork, Werder, auch Triebes, Hagenow sind wohl deutsch. Als ich nach siebenjähriger Abwesenheit 1887 wieder in die Heimat zurückkehrte und die meist germanischen Gestalten sah, war es mir klar, daß die frühere Beobachtung keine Täuschung gewesen war. Ganz anders ist der Typus der Bevölkerung des Hinterlandes, südlich vom Scheidenden Bruch; auch die Ortsnamen sind hier fast ausnahmslos wendisch. Gelegentlich greift der germanische Teil nach dem slawischen über, so bei Güslaffshagen, und umgekehrt, wie die weilt. Spitze des Küstenstreifens wendische Namen trägt. Es lag nahe, zu denken, daß hier eine größere, geschlossene Schar Niederdeutscher sich des guten Ackerlandes bemächtigt, die heimischen Wenden überwältigt und vertrieben habe.

Ein besonderes Kennzeichen dieser rein germanischen Bevölkerung ist ihre Sprache, ein Niederdeutsch, das sich von dem des südlichen Festlandes scharf unterscheidet, Sprache und Stammesgrenze fallen genau zusammen. Von der Mundart, die mit wenig Veränderungen in diesem Gebiet gesprochen wird, hat Herr Joh. Ehrst in seinem Aufsatz: „Sprichwörter und Redensarten aus

Güslaffshagen als Dialektproben“ (Pomm. Heimat 1921, Nr. 10) vorzügliche Proben gegeben. Ich bitte, sie nachzulesen und beschränke mich hier darauf, seine „hervorstechenden Eigentümlichkeiten“ hier zu wiederholen: Sie sind „st“ für das Hochdeutsche „sch“ im Auslaut. Meest = Mensch, Fist = Fisch, waske, wiste = waschen, wischen; vor allen Dingen aber ein kurzer Vokal, den es weder im Hochdeutschen noch sonst im Niederdeutschen gibt; der Laut ist dort durch die Typen ae wiedergegeben. Am nächsten kommt man diesem Laut, den auch Anderssprachige nicht wiedergeben können, wenn man „äu“ schnell verbindet.

Andere Eigentümlichkeiten, die gekreuzten Pferdeköpfe am Giebel, das alte sächsische Haus, das schon im Verschwinden war und der geschlossenen fränkischen Hoflage Platz machte, hat auch das Hinterland mit dem Küstenraum gemeinsam; sie können also nicht als besondere Kennzeichen gelten. So blieb allein die Sprache als Wegweiser nach der Heimat der ersten Ansiedler übrig.

Das „st“ wies nach Westfalen, der Westfale spricht das „sch“ auch im Anlaut wie „st“, Schinken = Stinken usw. Vor fast fünfzig Jahren bin ich durch Westfalen gewandert, Barmen, Münsterland, Osnabrück bis Diepholz. Die gesuchte Verwandtschaft der Sprache habe ich nicht gefunden, diese und andere Nachforschungen haben ein Ergebnis nicht gebracht und konnten solches nicht bringen, weil ich von falschen Voraussetzungen ausgegangen war.

Falsch ist die Annahme, daß die germanischen Stämme nach der Völkerwanderung alles Wohngebiet menschenleer den nachrückenden Slawen zurückgelassen hätten; auch die Annahme, daß die Pommern zu Bischof Ottos Zeiten ein rein slawisches Volk gewesen seien, ist sehr wahrscheinlich ebenfalls falsch.

In seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“, Bd. 1, S. 63 ff. schreibt Gustav Freytag: „Wir haben sichere — zu wenig beachtete — Zeugnisse dafür, daß die Germanen ihr Eigentumsrecht am heimischen Grund und Boden mit einer merkwürdigen Zähigkeit festhielten. Sogar die Auswanderer verzichteten nicht auf ihr Anrecht an den Dorffluren ihrer Heimat, und ihre Rechte scheinen für so heilig gegolten zu haben, daß sie durch keine Zeit und Verjährung genommen wurden. Und zwar offenbart sich dies große Rechts- und Heimatsgefühl gerade in der wilden Zeit, in welcher, wie man wohl annimmt, die Völker im Wandertaumel den alten Bauernfleiß verloren hatten.“ Er führt dann viele geschichtlich belegte Beispiele dafür an; die Longobarden 568; einen Sachsengau aus der Gegend von Halberstadt zur selben Zeit; die Heruler, im dritten Jahrhundert ausgewandert, kehren 491 — also etwa 150 Jahre nach ihrer Wanderung — zu den verwandten Völkern zurück und finden dort Aufnahme. Die heute gebotene Kürze hindert mich, diese Beispiele ausführlich wiederzugeben. Jeder Leser, den die Sache interessiert, findet leicht Gelegenheit, die Stelle bei Gust. Freytag nachzulesen.

Aber den vierten, „besonders lehrreichen“ Teil muß ich wenigstens auszugsweise anführen. Um 160 nach Christo waren Vandalen aus ihrer Heimat in Schlefien ausgezogen und nach mancherlei Schicksalen hatten sie 429 das Vandalenreich in Afrika gegründet unter ihrem König Geiserich. Nun sandten ihre Stammesgenossen Gesandte nach Afrika, wünschten König Geiserich „Glück zur Eroberung und baten, daß ihnen die Feder der Ausgezogenen durch Schenkung in aller Form übertragen würde.“ Der König und die Vandalen waren dem Wunsch geneigt, nur ein alter Häuptling tat Einspruch: Nichts auf Erden ist dauernd, alles, was besteht, vergeht; und was niemand ahnt, kann geschehen.“ Die Folge war, daß die Gesandten mit ihrem

Wünsche abgewiesen wurden, die afrikanischen Vandalen hielten fest an ihrem Eigentumsrecht am Besitz in der alten Heimat.

Zwischen dem Auszuge um 160 und dieser Rechtsverwahrung am alten Heimatbesitz um 430 n. Chr. liegen rund zweihundert-siebzig Jahre. Wie stark muß das Gefühl der Germanen für die Heimat, wie heilig und unverlierbar das Recht an der Heimat gewesen sein! Wie können wir da annehmen, daß die Stämme an der pommerschen Küste weniger treu an der Heimat geblieben, sie leichtfertig verlassen und aufgegeben hätten!

Im ersten Jahrhundert n. Chr. saßen an der Ostsee die Rugier, ein Zweig des großen gotischen Stammes. So berichten übereinstimmend Tacitus in seiner Germania (Kap. 43) und der Geograph Cl. Ptolemäus (i. Pomm. Heimat 1921, S. 85). Auch dieser Stamm wurde von der Wanderlust ergriffen, sie zogen nach Süden, nicht das ganze Volk, sondern der Ueberschuß, sie machten den Zurückbleibenden wieder Raum in dem überfüllten Lande. Nach mancherlei Schicksalen, Siegen und Niederlagen brachen die Rugier 487 n. Chr. in Italien ein, wurden aber von Odoaker zum größten Teil aufgerieben. Der Rest des Volkes vereinigte sich mit dem verwandten Stamm der Ostgoten und teilte mit diesen Sieg und Untergang in Italien. Wir dürfen annehmen, daß zu Zeiten, wenn ihre Stammesgenossen glücklich waren, aus der alten Heimat neue Scharen ihnen zuzogen, um an ihrem Glück in dem reicheren sonnigen Süden teilzunehmen. So wird das Land an der Ostseeküste menschenarm geworden sein.

Es ist uns also recht wenig über die Rugier überliefert, nichts über den Teil, der in der alten Heimat zurückgeblieben ist. In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, so nimmt man an, begann nun das Nachrücken der slawischen Stämme in das Gebiet der Germanen zwischen Weichsel und Elbe, also auch in Pommern. Wie diese Einwanderung sich vollzog, wie Germanen und Slawen einander ausnahmen, sich miteinander aus- einanderlegten, darüber ist kein Bericht, keine Sage auf uns gekommen. Aber wo schriftliche und mündliche Ueberlieferung fehlen, hinterlassen große Ereignisse andere Spuren, die von ihnen Zeugnis geben. Solche Spuren finden sich in unserer pommerschen Heimat. Es gibt, soweit ich weiß, drei Orte Nemik, bei Stettin, bei Kammin und im Kreise Schlawe. Als „niemice“, d. h. „Istum“, bezeichneten die Slawen die Germanen, deren Sprache ihnen unverständlich war; sie selbst sind die Slawen, d. h. die Wendenden, ihr Name leitet sich her von „slowo“, d. i. „das Wort“.

Diese Namen Nemik sind untrügliche Zeugnisse dafür, daß die nachwandernden Slawen (Wenden) geschlossene Ortschaften der Rugier vorfanden, und sicherlich nicht diese drei allein, an welchen der unterscheidende slawische Name haften geblieben ist. Wie groß die Zahl der einzeln siedelnden Rugier und damit überhaupt das Verhältnis der Rugier zu den nachwandernden Wenden gewesen ist, entzieht sich natürlich unserer Kenntnis. Beide Völkerschaften haben sich miteinander verschmolzen. Daraus, daß das neue Volksgebilde 1124 slawisch sprach, darf man schließen, daß die Slawen die Mehrzahl bildeten. Daß aber ein beträchtlicher Anteil germanischen, also rugischen Blutes in der neuentstandenen Nation vorhanden war, darf man aus den nachfolgenden Betrachtungen Gustav Frentags in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“, Bd. 2, 1, S. 158 f., mit Sicherheit schließen.

Er schildert dort, wie nach dem ersten Kreuzzuge die Wanderlust, der Zug nach dem Osten das deutsche Volk ergriffen hat. „Große Scharen norddeutscher Landleute waren die Donau hinabgezogen und hatten an den Grenzen Siebenbürgens ein neues Sachsenland gegründet. Dem deutschen Ordensritter und Kaufmann waren alle Küsten des Mittelmeeres, die Landwege durch Ungarn und Rumänien fast so wohl bekannt, wie die deutsche Heimat. Zahllose Verbindungen waren angeknüpft, überall traf man Deutsche. Nach dem ganzen Osten ging der Zug des Volkes von dem Schwarzen Meer bis zum Nordmeer; Ofen, Lemberg, Krakau, Warschau wurden für deutsche Kaufleute und Handwerker mit deutschen Ordnungen versehen.“ Er weist dann auf die andere Erscheinung hin, daß in jener Zeit die Slawen offenbar das Selbstgefühl eines starken Volkstums nicht gehabt haben. Nur so ist es erklärlich, daß im siebenten Jahrhundert der Franke Samo unter Slawen ein eigenes Reich gründete und gegen die Merowinger siegreich behaupten konnte, daß im neunten Jahrhundert der germanische Fürst Rurik das russische Reich um Nowgorod begründete.

Nimmt man dazu, daß die Germanisierung dieser Lande zwischen Oder und Weichsel im zwölften und dreizehnten Jahrhundert nicht nur so schnell und leicht, sondern auch so vollständig geschehen ist, daß die Bewohner in Gemüt, Sprache, Bildung vollständig deutsch geworden sind, so wird man G. Frentag bestimmen müssen, daß das Gebiet, wo einst Rugier, Burgunden, Vandalen u. a. geblieben hatten, nur wiedergewonnenes Land ist; daß von den alten Stämmen beträchtliche Ueberreste zurückgeblieben waren, die noch nach Jahrhunderten isolierten Volkstums sich ihrer deutschen Art und ihres deutschen Blutes bewußt waren;

daß die Widerstandskraft der Slawenvölker dadurch geschwächt war, daß in ihnen gemischtes Blut war. So G. Frentag.

Darin möchte ich ihm freilich widersprechen, daß „überwiegendes Slawentum und ein germanischer Ueberrest in Sprache, Recht, Sitte und Neigungen einander feindlich hinderten.“ Wozu diesen feindlichen Gegensatz aufstellen! Nach allgemeiner Annahme waren die Ostgermanen an Begabung, Bildung und Kultur den westlichen an die Gallier grenzenden weit überlegen. Wieviel werden dann die Rugier erst die Slawen übertroffen haben! Nun ist das doch ein in der Geschichte oft wiederholter Vorgang, daß bei der Vermischung zweier Völkerschaften die an Zahl stärkere die gemeinsame Sprache bestimmt, die an Kultur höher stehende dagegen die Geistesrichtung, Recht und Sitte. So wird es auch bei den pommerschen Wenden hergegangen sein, das Volk wird in Anschauung und Neigung germanisch beeinflusst gewesen sein, in ihrer Sprache slawisch.

Wenn die Vorgänge bei der Einwanderung der Slawen nach Pommern um das Jahr 500 n. Chr. sich in der Weise zuge- tragen haben — und wir werden darin, daß es so sei, mit dem feinsinnigen Erforscher und Deuter geschichtlicher Ereignisse doch wohl übereinstimmen müssen — so wird man andererseits auch annehmen dürfen, daß bei dem Erscheinen der andersstämmigen Wenden viele der germanischen Ureinwohner, der alten Rugier, die Nähe der Stammesgenossen aufgesucht und Gegenden ausgewählt haben, die die Gewähr boten, daß sie von den fremden Zuzüglern möglichst ungestört und unberührt nach eigener Sitte und eigenem Recht leben konnten, Stätten, an denen die alteingesessenen Bewohner des Landes sich zusammendrängten und nun eine abgeschlossene germanische Volks- und Sprachinsel bildeten. Die örtliche Absonderung von den slawischen Nachbarn rettete sie vor dem Verlust ihrer Muttersprache, der gotischen Mundart. Zu solcher Zufluchtsstätte aber war der eingangs beschriebene Küstenstreifen besonders geeignet. Der nach Süden vorgelagerte Bruch oder Sumpf war eine viel bessere Grenzwehr, als etwa die drei Odermündungen für die Inseln Uedom und Wolin.

G. Frentag hat seine Auffassung von der Mischung germanischer Völkerreste mit den nachrückenden Slawen, soweit sie keine schlesische Heimat betrifft, noch in einem besonderen Aufsatz: „Deutsche Ansiedler im schlesischen Grenzwald“ niedergelegt, welcher in der Ausgabe seiner gesammelten Werke, verlegt von Hirzel und Klemm, I. Reihe, Bd. 8, Seite 426 bis 470 aufgenommen ist. Jedermann, dem diese Frage wichtig erscheint, sollte sich hier weiter über dieselbe unterrichten.

Gehen wir von der Annahme, daß in diesem Küstengebiet sich altgermanische Urbewölkerung durch die Slawenzeit unvermischt hindurchgerettet hat, an die Erklärung ihrer völkischen und sprachlichen Eigentümlichkeiten, so lösen sich die Fragen und Rätsel, wie sie eingangs angedeutet sind, leicht, vollständig und durchaus befriedigend.

Zunächst: der in der Hauptsache germanische Typus dieses Volksteils weist auf germanische Abstammung. Es ist nun doch wahrscheinlicher, daß bei der Kolonisierung im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hier ein germanischer, gotischer Volkssplitter schon vorhanden war, als daß sich erst damals Deutsche in diesem abgeschiedenen und abgeschlossenen Landesteil so zahlreich niedergelassen hätten, daß sie den überwiegenden Teil der Bewohner bildeten. Ein sicherer Beweis für die gotische Abstammung ist das freilich noch nicht.

Nähere Auskunft geben uns schon die deutschen Ortsnamen. Daß die vielen Hagen-Dörfer ihre Namen schon aus der Urzeit führen, möchte ich nicht annehmen, weiß aber zu wenig über die Zeit und die näheren Umstände, die bei deren Namengebung bestimmend gewesen sind. Andere werden aus der Urzeit stammen, wie Triebs, Robe, vielleicht Eiersberg, ein Name, der jetzt unverständlich ist, u. a. Aber außer andern slawischen gibt es auch einen Ort Schleffin. Man leitet den Namen von „Slawe“ ab; da hätten wir also ein „Slawendorf“ als Gegensatz zu den „Nemik“, d. h. Deutschdörfern. Beide Namen sind sicher in der Wendenzeit entstanden; und wie Nemik als Bezeichnung für germanische Einwohner nur Sinn hat, wenn sie zwischen Slawen wohnten, so ist auch der Name Schleffin, Slawendorf, ein sicherer Beweis, daß hier Slawen einst von Germanen umgeben gewesen sind. Ich sehe in diesem Namen Schleffin geradezu einen gewichtigen Beweis dafür, daß hier ein Germanenzweig sich von der Völkerwanderung dauernd gehalten hat.

Noch bedeutsamer sind endlich die Folgerungen, die sich aus den im Anfang erwähnten Besonderheiten der Mundart ergeben. Das ist für heutiges ist altgermanisch. Ist für gotisch fisl, döskn (g. thrifan = dreschen), Meest (g. mannifko = Mensch). Wenn ein Teil unseres Volkes das harte „f“ von der Urzeit her festgehalten hat, so kann ich das nur dadurch erklären, daß dieser Teil Jahrhunderte hindurch vor Gemeinschaft mit der Menge des Volkes abgeschnitten gewesen ist, so daß seine Mundart die Wandlungen der Sprache, die im Laufe der Zeit eingetreten sind, nicht mitgemacht hat.

Auffallend war es mir, daß das Wort „rasch“ nicht, wie die Regel es erfordert hätte, auf st endet, sondern daß hier „sch“ ge-

prochen wird. Im Altdutschen liegt auch hier die Form rase zu Grunde; anders im Gotischen, hier ist der Stamm raths. Die scheinbare Unregelmäßigkeit ist also keine; sie weist auf das Gotische als die Stammutter dieses Dialektes. Einem Studierenden, der aus diesem Küstenstreifen stammt, wurde es von dem Professor ausgesprochen, daß seine heimische Mundart sehr an das Gotische anfinke.

Und nun der ganz eigenartige Laut „äü“. Das Gotische kennt zwei Doppelvokale auf au, die man als äü und aü unterscheidet, der eine ist lang, der andere kurz. Das lange „au“ ist offenbar unser au in laut, Haut, taum; sollte nicht die Mundart der pommerischen Küste uns den unserer Sprache verloren gegangenen kurzen, scharfen au-Laut des Gotischen in dem eigentümlichen „äü“ aufbewahrt haben?

Herr Joh. Ebert, dessen Aufsatz, Jahr 1921, S. 74 f., wohl mehr ist als eine Probe der Mundart — es ist ein Bild einer ganz eigentümlichen Kultur, die nicht durch Kirche und Schule, noch weniger durch die Presse und Literatur geschaffen, sondern altererbtes Vätererbe ist — hat einige sonst unbekannte Wörter angeführt. Ich beschränke mich hier auf zwei: „möten“ heißt begegnen, dem Viehe vorlaufen, daß es nicht den falschen Weg einschlägt oder aus dem Wege ins Korn bricht; es ist das gotische „Motjan“ = begegnen. Ich entsinne mich, vor fünfzig, sechzig Jahren besonders aus dem Munde alter Leute die Redensart gehört zu haben: „hei is, hei lewt mi immer tau Wrafsid“, hei deet, hei redt mi alles tau Wrafsid“. Die Bedeutung ist: zum Verdruß. Aber woher stammt das Wort, was bedeutet es? Die Bedeutung ist mir klar geworden, als ich im Heliand las, wie Herodes die Weisen aus dem Morgenlande begrüßt als „wrafsidos“. Das ist das gotische „wrafa“, Rache, „wisintha“ Gehenden, die Wrafsidos sind, die den Racheweg gehen, entweder weil sie wegen Uebelstand aus der Heimat fliehen müssen, oder dahin zurückkehren, um an ihren Feinden Rache zu nehmen. Wie alt muß die obige Redensart sein? Die Zeit der „Wrafsidos“ war mit der Bildung starker Reiche, geordneter Verwaltung und Rechtspflege vorüber, also vor etwa tausend Jahren. Bei den abgeschlossenen Germanen an der pommerischen Küste mag die Zeit der Eigen- und Familienrache ein paar hundert Jahre länger gedauert haben. Immerhin ist das Wort „Wrafsid“ ein Beweis dafür, wie jäh diese Mundart überlieferte Ausdrücke festgehalten hat, auch als ihre Bedeutung nicht mehr verstanden wurde.

Fassen wir die Ergebnisse zusammen, so gibt es für die Lösung der Frage nach der Abstammung der Bewohner des Küstenstreifens zu beiden Seiten der Regamündung nur eine Annahme, die völlig befriedigt: die Vorfahren waren die germanischen Rugier, die nach der Völkerwanderung hier zurückgeblieben sind und in der Hauptsache ihr germanisches Blut und ihre Sprache rein erhalten haben.

Tacitus schließt das dreißigste Kapitel der Germania: „Die letzten am Meer sind die Rugier und Lemowier; Kennzeichen all dieser Stämme sind das runde Schild, das kurze Schwert und die Treue gegen ihre Könige.“ Einst war die Treue der besondere Ruhm unserer Pommeren, ich nehme keinen Anstand zu erklären, daß auch die Treue gegen unsere Könige ein Erbe unserer germanischen Vorfahren gewesen ist. Pagenkopf P.

Zu dem Artikel „Auch ein Naturfreund . . .“

Unsere Leser erinnern sich unseres Berichtes über die Zerstörung eines Storchnestes in Wolfshorst bei Gelegenheit der Neueindeckung eines Hauses. Wir bateten damals, sich über den Fall zu äußern. Das ist von verschiedenen Seiten her auch geschehen und vor allem aus ländlichen Kreisen. So aus Leidow, Kreis Schlawa, aus Greifenberg, aus Zietlow bei Stolzenberg, aus Daber, aus Bahrenbusch usw. In einer Zuschrift aus Bahrenbusch, von Herrn Landrat a. D. von Bonin stammend, wird darauf aufmerksam gemacht, daß auch nach dem neuen Naturhukgesetz eine frühere Bestimmung in Kraft geblieben ist: „Dem Eigentümer oder dem Nutzungsberechtigten und deren Beauftragten steht jedoch frei, Nester, welche Vögel in oder an Wohnhäusern oder andern Gebäuden und im Innern von Hofräumen gebaut haben, zu zerstören“. Damit war der Eigentümer tatsächlich in seinem Rechte, als er das Storchnest darauf entfernte. Ein Naturfreund aber war er nicht, und das betonen auch sämtliche Zuschriften, soweit sie sich nicht mit dem rechtlichen Zustande befassen. So äußert sich Herr Gemeindevorsteher Ziekmann: „Auf meinem Hofe befindet sich seit Menschengedenken ein Storchnest. Wenn ich die Scheune umdecken würde, wäre das erste, für das Storchnest zu sorgen . . .“ Herr A. Wagner, Zietlow, schreibt: „Das Nest hätte gesichert werden können. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Ein Storchnest nimmt einen verhältnismäßig kleinen Raum ein; also wäre es für den Dachdecker nicht schwierig gewesen, bis in unmittelbare Nähe die Eindeckung wegzunehmen und das Nest unberührt zu lassen . . .“ Ein anderer Einfinger, ein Landarbeiter, die Zuschrift haben wir leider verlegt, berichtet, wie er bei Gelegenheit und in einem ähnlichen Falle selber dafür

gesorgt habe, daß ein auf dem Dache befindliches Storchnest gesichert wurde . . . Wir freuen uns des allseitig der Sache entgegengebrachten Interesses, danken den Herren Einfindern und hoffen, daß die von uns angeregte Besprechung der an sich geringfügigen Sache dem da und dort noch vorhandenen Meister Langbein zum Segen gereichen werde! M. R.

Kundschreiben wegen einer Ausstellung für Drechslerarbeiten.

Das Kuratorium der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur hat in der weiteren Durchführung seines Arbeitsprogrammes beschlossen, auf der diesjährigen Leipziger Herbstmesse eine Ausstellung von Drechslerarbeiten zu veranstalten. Das Drechslergewerbe gehört zu den Zweigen kunsthandwerklicher Tätigkeit, die im letzten Jahrzehnt durch die wirtschaftliche Not mit am stärksten getroffen wurden. Nach einem fast völligen Zusammenbruch dieses Gewerbes, eingeleitet bereits durch den Stilwandel um 1900 und das damit verknüpfte fast plötzliche Abreißen der Verwendung gedrehter Einzelheiten in der Möbelindustrie, auf die man sich ausschließlich eingestellt hatte, erfolgte eine Besinnung auf die eigentlichen Aufgaben der Drehschleife als selbstständiges Gewerbe, über die erstmalig eine Ausstellung im Oktober 1921 im Kunstgewerbemuseum in Berlin eine Uebersicht gab. Es ist seitdem auf dem nun eingeschlagenen Wege ernsthaft weitergearbeitet worden, und nun in größerem Umfange als damals dieses Können an der Drehbank zu zeigen und dadurch dem Handwerk erneut größere Beachtung und neue Aufträge zu verschaffen, ist die Messeausstellung der Arbeitsgemeinschaft gedacht.

Das Messtent der Stadt Leipzig hat einen Hörsaal der Universität zur Verfügung gestellt und steht auch wie bei früheren Anlässen fördernd hinter der Veranstaltung der Arbeitsgemeinschaft.

Am die Ausstellung produktiv zu gestalten, möchte die Arbeitsgemeinschaft aus allen erreichbaren Werkstätten Probestücke erhalten, die die Eigenart dieser Arbeitsweise und den Umfang ihrer Verwendungsmöglichkeit umfassend charakterisieren. Besonders willkommen sind Arbeiten, die in lebendiger Tradition die Möglichkeiten der Technik wie der Formen Sprache zeigen. Besondere Probestücke werden von der Arbeitsgemeinschaft nach Möglichkeit bezahlt, die Ausstellung ist für die Werkstätten kostenlos. Während der Messe werden durch die Arbeitsgemeinschaft Aufträge angenommen und den Werkstätten zugestellt.

Wir bitten, unsern Plan durch Zuführung von Anschriften und womöglich durch Einfindung von Probestücken unterstützen zu wollen. Baldige Nachricht ist an die Geschäftsstelle der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur, Hannover, Podbielskistraße 250, erbeten.

Bereinsangelegenheiten.

Am Montag, den 29. September, abends 8½ Uhr, findet im Landeshause der Provinz Pommern, Stettin, Luisenstr., die Hauptversammlung des Landesvereins statt. Das genaue Programm werden wir in der nächsten Nummer der Pommerischen Heimat bekannt geben. Eine Verlegung der Versammlung in eine andere Stadt als Stettin kam aus verschiedenen Gründen diesmal nicht in Frage. Ursache der Verschiebung der Versammlung auf einen so späten Termin ist die dauernde Inanspruchnahme des Herrn Vorsitzenden, des Herrn Landeshauptmanns Sarnow, durch Reisen.

Die Septembernummer der Zeitschrift „Unser Pommerland“ wird der Berichterstattung über die Pfingst-Studienfahrt des Landesvereins dienen. Sie wird sehr ausführliche Berichte aus der Feder der Herren Fachleute bringen, die die wissenschaftliche Führung hatten. Insbesondere verweisen wir schon heute auf die Arbeit von Herrn Professor Dr. Schneider-Berlin, die in der Deutung des hinterpommerschen Urstromtales ganz neue Bahnen geht und durch zahlreiche, in der kartographischen Abteilung der Preussischen Landesanstalt entworfene Skizzen erläutert werden wird. Den Preis des auch sonst reich bebilderten Heftes teilen wir noch mit.

Im Winterhalbjahre werden wieder Monatsversammlungen mit Vorträgen stattfinden. Mitteilung des Programms später.

Öftern kommenden Jahres findet in Stolp die „Zweite pommerische Tagung für Heimatkunde und Heimatforschung“ statt. Sie wird wahrscheinlich drei Tage dauern. Die erste Gruppe der bei der Gelegenheit gebotenen Vorträge wird unter dem Leitgedanken stehen: „Wie treibe ich Heimatforschung?“. Die zweite Gruppe behandelt spezielle Fragen des Heimatschutzes.

Pfingsten kommenden Jahres wird wieder eine Studienfahrt stattfinden. Wir hoffen, als Führer abermals Herrn Professor Dr. Schneider zu gewinnen.

Die Geschäftsleitung.

Neue Heimatbücher.

1. **Konrad Maj: Der Goldschmied von Hiddensee.** Pommernbücher Heft 2. Verlag von Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin. 64 S., 0,70 M. 1924. Der rührige Verlag von Leon Saunier, der sich in letzter Zeit um die Herausgabe pommerscher Literatur sowohl auf wissenschaftlichem wie auf belletristischem Gebiet besonders verdient gemacht hat, legt die Hiddensee-Geschichte von Konrad Maj in 2. Auflage vor. Der Erzähler hat den Goldschmied, dessen einzelne Teile nach und nach, im Laufe von 2 Jahren etwa, nach der Sturmflut von 1872 bei Neuenborn gefunden worden sind, zum Ausgangspunkt seiner Erzählung gemacht und in geschickter Weise mit dem tragischen Erlebnis zweier junger Menschenkinder, Heila und Heiko, verflochten. Jeder Besucher des schönen Ostsee-Eilandes, der das Büchlein einmal in die Hand genommen hat, wird sich von dem Verfasser gern aus der harten Gegenwart in die von geheimnisvollem Zauber umwehte Vergangenheit Hiddensees führen lassen.

2. **Geheimrat Dr. H. Hoogeweg: Geschichte des Klosters Hiddensee.** Verlag von Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin. 72 S., 1,30 M. 1924. Die vorliegende Arbeit erscheint als Sonderdruck aus dem in Vorbereitung befindlichen zweibändigen Werk des Verfassers „Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern“, von dem der 1. Band in kurzer Zeit im Buchhandel erscheinen wird. Die „Geschichte des Klosters Hiddensee“ gibt eine zusammenhängende, auf sämtlichen vorhandenen Urkunden aufgebaute, streng wissenschaftliche Darstellung von den Anfängen des Klosters Nikolaikampen auf Hiddensee im Jahre 1296 bis zum Tode des letzten Abtes 1560 und der Vereinigung der Klostergrüter mit dem kaiserlichen Rentamt Bergen 1570. Hinzugefügt ist eine übersichtliche Zusammenstellung sämtlicher Besitzungen des Klosters und ein Verzeichnis der Äbte von Hiddensee. Wenn sich die Darstellung auch in erster Linie an diejenigen wendet, die die Geschichte der Heimat wissenschaftlich durchforschen, so wird doch jeder Heimatfreund, vor allem jeder Hiddenseebesucher von dem Buche, das durchaus nicht trocken, sondern ganz fesselnd geschrieben ist, einen dauernden Gewinn haben. Vieles, was dem Fremdling auf Hiddensee zunächst nur leerer Name ist und ohne dies Buch auch bleiben wird (z. B. die Namen Kloster, Witte, der Karftensee, um nur einiges herauszugreifen) gewinnt Leben und Gestalt durch die Lektüre der Geschichte des Klosters Hiddensee. Darüber hinaus ist der schmale Band eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis der Orts- und Familiengeschichte und der historischen Geographie und nicht nur der Insel Hiddensee, sondern auch der benachbarten Gebiete.

3. **Johannes Rummerow, Vergilbte Blätter! Aus der Kirchen- und Pfarrchronik einer mit dem Meere ringenden Gemeinde.** Verlag von Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin. 104 S., 1,60 M. 1924. 4. Aufl. Wer kennt nicht das Kirchlein von Hoff am Ostseestrande, von dem heute nur noch eine einzige Mauer steht, Zeugnis ablegend von dem grimmigen Kampfe zwischen Menschenwerk und Meereswut, ein ragendes Mal der siegreichen Macht der landzerstörenden See. In treuerherzigem Ton erzählt der Verfasser von der ersten Entstehung der alten Kirche, von den zum Kirchspiel gehörenden Dörfern und ihren Bewohnern, von den Geistlichen, die dort seit der Reformation gewirkt haben, von besonderen, in der Chronik verzeichneten Begebenheiten aus vier Jahrhunderten und führt dann einzelne Sagen aus der Gegend von Hoff an. Das letzte Kapitel ist dem Weltkriege gewidmet, die Ehrenliste verzeichnet 62 Gefallene aus dem Kirchspiel. Das Büchlein wird also in erster Linie bei den Bewohnern des Kirchspiels rege Teilnahme finden, aber darüber hinaus ist es eine wertvolle Bereicherung unserer Heimatliteratur und sollte vor allem in der Bücherei jedes Lehrers fehlen. In jeder Schule wird von der „Meeresbraut am Ostseestrand“ gesprochen, hier ist dem Jugenderzieher Material vollauf an die Hand gegeben, auch einmal eine Stunde mit seinen Kindern über das Kirchlein plaudern zu können. Unser heimischer Zeichner Willi Grube hat das Büchlein mit einer Reihe guter Federzeichnungen geschmückt.

4. **Wilhelm Spreen und Georg Wenzel, Das Erntefestspiel.** Ein Märchen- und Singspiel. Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin. Sammlung: Die Dorf- und Stadtbühne, Nr. 26. 62 S., 1,20 M., 1924. Die beiden Verfasser, zwei gründliche Kenner des Volkslebens, haben die schönen alten Erntebrauch, an denen unser niederdeutsches Volk mit Zähigkeit festhält, zum Vorwurf ihres Erntefestspiels genommen. Vier locker zusammenhängende Bilder rollen vor unsern Augen ab. Den ahnenlesenden Kindern und schlafenden Schnittern erscheinen im ersten Bilde die allegorischen Gestalten des Sommers, des Windes und des Regens. Das zweite Bild führt uns auf einen Bauernhof, wo am Sommerabend der Erntekranz gebunden wird und der Spötenkier Christoph Gelpenstergeschichten erzählt.

Im dritten Bilde wird der Kranz „abgesungen“ und im letzten Bilde das von dem Kantor gedichtete Erntefestspiel vor der Gutsherrschaft aufgeführt, wofür seine stille Liebe zu der Schwester des Gutsherrn Belohnung findet. Die Melodien von Wilhelm Spreen sind von eigenem Reiz. Das Ganze ist ein echtes, gemütvollvolles Volksstück. Es hat im Himmelsloche zu Weimar seine Feuerprobe mit gutem Erfolge bestanden. Wer die Mühe der Aufführung des ganzen Stückes scheut, mag es mit der Einübung eines Bildes, etwa des 3., versuchen. Seine Mühe wird nicht ohne Erfolg bleiben! Erich Sielaff.

5. **Hiddensee. Ein Heimatbuch.** Herausgegeben von Ernst Garduhn. Stettin: Leon Saunier 1924. 161 S.

Es ist mir eine auserlesene Freude, den Leserkreis der „Pommerschen Heimat“ auf das oben angezeigte Büchlein aufmerksam zu machen. Der Verlagsleiter, der mit Begeisterung besonders die Pflege des heimatischen Schrifttums sich angelegen sein läßt, hat ein Werk zusammengestellt, dem man schon im Hinblick auf die Zeit seines Erscheinens ein günstiges Prognostikon stellen kann: sind doch schon seit langem die drei Hiddenseebüchlein von Haas, Segebrecht und Jürgensohn, die Hiddensee-Sondernummer der Monatschrift „Unser Pommernland“ und die verschiedenen Spezialabhandlungen von Haltenberger, Lindner u. a. im Buchhandel vergriffen. Die Freunde und Besucher der schönen Ostseeinsel brauchen also nicht vergeblich nach einem Hiddenseebuch zu fragen. Doch nun zum Buche selbst. In buntem Wechsel lassen berufene Mitarbeiter Bilder voll köstlicher Schönheit an unserm geistigen Auge vorüberziehen, daß wir fast geblendet stehen vor der Fülle dessen, was das kleine Eiland bietet. Haas wartet mit der abwechslungsreichen Geschichte der Insel auf, Jendel auf ihre Sagen nachzuerzählen. Mit Freude halten wir geologische Umschau auf der Insel, Berg plaudert vom winterlichen Leben, Jürgensohn von Hiddensees Wachstum an Schönheit und Größe. Mit Roemer, dem hervorragenden pommerschen Floristen, wandern wir durch die wichtigsten Pflanzenformationen und mit dem ornithologisch trefflich geschulten Herausgeber durch Hiddensees Vogelparadiese. Fast alle wissen ihren Plaudereien eine anregende, auch das Gemüt erfreuende Form und Färbung zu geben, die die Lektüre des Buches zu einem angenehmen, froher Genuß machen. — Dazwischen klingt die Sprache der Dichter. Richter, ein Mensch mit einem im schönsten Sinne gebildeten Geist, mit höchster poetischer Kraft, singt der Insel Preislied und zwingt uns damit zugleich in seinen und ihren Bann. Mit einer Sprache voll strahlender Pracht und unerforschlicher Ausdruckfülle, wie sie nur selten in Versen eines Dichters erblickt, wird die Schönheit der Insel dichterisch verklärt, ihre wunderbare Stimmungswelt poetisch gestaltet. Wahrlich, dieser Hymnus bringt uns zum Bewußtsein, daß wir reich und glücklich haben. Schönes und Erhebendes unter freudigen Himmelsstrichen zu suchen, daß wir nur mit dem milden Glanz der pommerschen Erde den Blick zu öffnen und ihre Reize zu empfinden brauchen, um Auge und Gemüt mit Schönheit und Freude zu sättigen. Hinter dieser Schöpfung eines gottbegnadeten Sängers treten die Gedichte Hoepfners und die drei im Hiddenseer Heimatboden wurzelnden Erzählungen von Maj, Sielaff und Vogel nach meinem Empfinden zurück. Doch dürften auch sie von manchen willkommen geheißen werden. Das Lob, das dem Textteil gilt, verdienen in gleichem Maße die kunstvollen Zeichnungen Grubes, die das Gesagte nachmalend, einstimmend und schmeichelnd begleiten. Schließlich muß auch dem Herausgeber, durch dessen Sorgfalt, Sachkenntnis und Liebe das Buch dem Inhalte und der Ausstattung nach auf so beachtenswerter Höhe steht, volle Anerkennung gezollt werden. Wenn ich an dem Buche durchaus etwas aussetzen sollte, so wäre es das Fehlen einer Uebersichtskarte. Ich hätte auch gern gesehen, wenn für das Gedicht „Inselkirchhof“ das entsprechende von Karl Lappe eingestellt worden wäre, wie denn auch durch dessen „Rückkehr des Inselaners“ das Prachtbüchlein einen treffenden Ausklang gefunden hätte.

Ich zweifle nicht, daß das Buch ein dauerndes Andenken für alle Hiddenseebesucher werden wird und wünsche ihm für andere Gegenden unseres Pommernlandes (Darß-Zingst, Insel Wollin) ebenbürtige Geschwister. R. B.

An unsere Leser!

Eines unlöslichen Konfliktes wegen mit dem knappen Raum unserer P. H. mußten wir den Schluß von Sielaffs Arbeit, „Die Stettiner Gesellschaft . . .“, noch zurückstellen. Leser und Verfasser wollen verzeihen! Keepel.